

Von Andrea Walter

DIE PUFFHUNDE

Sie schauen so unschuldig – jene Keramikhunde, die Seefahrer einst von ihren Reisen mitbrachten. Aber sind sie es auch? Oder vielmehr: Waren die Seefahrer es? Schließlich gibt es ein Gerücht, das an ihnen klebt. Eine Spurensuche



Blaue Hunde für die Blaublütigen: King-Charles-Spaniel waren beim britischen Adel beliebt – auch als Miniatur

EINE LÜGE IST BEREITS DREIMAL um die Erde gelaufen“, hat Mark Twain einmal gesagt, „bevor die Wahrheit sich die Schuhe anzieht.“ Für Gerüchte gilt vermutlich dasselbe. Vielleicht haben sie sogar einen längeren Atem. Denn Lügen lassen sich zumindest entlarven – und somit beenden. Gerüchte dagegen sind von Beginn an diffus. Beweislos wabern sie ihres Wegs.

Doch was hat das mit den gelockten Keramikhunden zu tun, die Seefahrer einst von ihren Reisen aus England mitbrachten? Mit jenen Kreaturen namens „Staffordshire Dogs“, die heute noch in manchen Seemannshäusern stehen oder in maritimen Museen – und die, je nachdem, wie man sie betrachtet, treuherzig dreinschauen oder auch blasiert?

Nun, es umweht sie ein Gerücht. Es heißt, es wären „leichte Damen“ gewesen, die sie in ihren Etablissements als Souvenirs verkauften, um ihr Gewerbe zu tarnen – damals, zu viktorianischen Zeiten, als die Prostitution teilweise verboten war. Man munkelt: Die Hunde, auf Fensterbänken platziert, zeigten sogar an, ob eine

Dame gerade „frei“ war. Blickten sie ins Haus hinein, war bereits jemand da. Schauten sie zum Fenster hinaus, war die Luft rein. „Puffhunde“ werden sie deshalb auch genannt.

Doch ist was dran? So ein Gerücht ist schnell in die Welt gesetzt, die Wahrheit hingegen oft mühsam und komplex.

Ein Anruf in Ostfriesland im Deutschen Sielhafenmuseum Carolinensiel, das mehrere Hundepaare in der Sammlung hat, ergibt: Die wissenschaftliche Mitarbeiterin Julia Kaffarnik kennt die Legende. Für wahr hält sie sie jedoch nicht. „Die Schiffer hätten sie ihren Frauen nicht mitgebracht, wenn diese von Prostituierten benutzt worden wären. Das wäre ein zu harter Affront gewesen“, glaubt sie. Eine Nachfrage in Woodstock bei dem Keramikspezialisten John Howard ergibt Ähnliches. „Es ist eine Geschichte, die dann und wann kursiert“, sagt er. Mag sein, dass es einmal lokal vorgekommen sei, an eine übliche Praxis glaubt er nicht.

Auch Gaye Blake-Roberts, die frühere Direktorin des Wedgwood-Museums für Keramik in Staffordshire, kann für die

Geschichte keine Beweise finden, stieß aber selbst auf eine: Angeblich waren es die Frauen in der Heimat, die die Hunde nutzten, um ihren Liebhabern zu signalisieren, ob ihr Mann zu Hause war oder auf See. Zeigten die Hunde einander ihre Rücken, war er da, schauten sie einander an, durfte der Liebhaber kommen.

Die Legende also zumindest gibt es – bei uns, in England und auch in Dänemark. Nur stets ohne Belege. Kam sie auf, weil man offenbar sowohl den Seeleuten als auch ihren Frauen wegen des häufigen Getrenntseins ein lasterhaftes Leben unterstellte? Wir wissen es nicht.

Vielleicht hilft es, die Frage anders zu stellen: Wieso traf das Gerücht ausgerechnet die Hunde? Sie müssen zumindest eine Bedeutung gehabt haben. Wer verbreitet schon Flurfunk über Dinge, die keinen interessieren? Ziehen wir uns, mit Mark Twain, also die Schuhe an und nähern uns der Wahrheit.

Alles beginnt mit einer Mode, mit Ursprung in Fernost. Vermutlich war es Marco Polo, der die ersten Stücke feinen Porzellans aus China nach Europa brachte.

Etwa seit dem 16. Jahrhundert begann der Import. Vor allem der Adel dürstete nach dem „weißen Gold“. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert blühte der Handel mit China, das eigens für den europäischen Markt produzierte. Das Porzellan wurde auf Reisstroh gebettet, in Kisten verpackt und vielfach verschifft – etwa mit den ostindischen Handelskompanien im 17. und 18. Jahrhundert. So kam es, dass auch wohlhabende Bürger in den europäischen Hafenstädten ins „Chinasammeln“ einstiegen. Und nicht nur sie. Auch Seefahrer von der Ost- und Nordsee, die auf den Chinafragatten mitfuhren, kauften Reiseandenken aus Porzellan – Punschbowlen mit Schiffsmotiven, Schrankvasen, Teller mit maritimem Dekor. Anfangs vermutlich vor allem die Kapitäne und Steuerleute, schon wegen des hohen Preises. Doch Matrosen zogen bald nach. China bot auch günstigere Teile, in mäßiger Qualität. Aber das war einerlei. Zu Hause sorgte es für Freude und Exotik.

„Großmutterns Wohnung übte auf mich einen abenteuerlichen Zauber aus“, berichtet ein Nachfahre eines dänischen

Ostasienfahrers. „Wenn man die Tür öffnete und auf dem bunten Flurteppich stand, war man in China!“ Von „Prestigekeramik“ spricht daher der Volkskundler Wolfgang Rudolph in seinem Buch „Seefahrer-Souvenirs“ von 1982. Bei solcher Begehrtheit war es kein Wunder, dass man auch in Europa nach der Rezeptur für Porzellan verlangte. Doch die Chinesen waren verschwiegen. Also tüftelte man selbst. Den ersten Erfolg vermeldete Dresden 1708, bald darauf wurde das weiße Gold – aus kostbarem Kaolin, Feldspat und Quarz – in Meißen verfeinert.

Englische Töpfer aus der Grafschaft Staffordshire, wo es reichlich Ton gab und Kohle, um die Öfen zu befeuern, experimentierten bald darauf mit einer steingutähnlichen Masse. Es wurde ein Coup. Zwar war die Erfindung kein Porzellan, aber diesem zumindest ähnlich. Und das Beste: Es war wesentlich günstiger herzustellen. Die Zutaten waren preiswerter und die Brenntemperaturen niedriger. Zahlreiche Manufakturen entstanden. Nicht nur in Staffordshire, auch in anderen Teilen Englands. Wieder

waren es Seeleute, die die Waren transportierten und zudem als Geschenke mitbrachten.

Der Berliner Propst Johann Friedrich Zöllner berichtete von einer Reise 1795 nach Hiddensee: „Die verheirateten Männer bringen ihren häuslichen Weibern, um sie für die Abwesenheit von drei oder vier Jahren zu entschädigen, irgendeine ausländische Kostbarkeit mit. So sahen wir in einigen Stuben längs der Wand auf einem Brette schöne braune oder bunte englische Tassen von Steingut nebst anderen zierlichen Kleinigkeiten aufgestellt, welche uns die Frau zeigte und dabei mit einer Art von triumphierender Miene sagte: Das hat der Mann aus der Ferne mitgebracht!“

In England war eine richtige Industrie entstanden. Man produzierte Geschirr und Figuren für jeden Bedarf und Geschmack. Darunter: Helden, Mitglieder der Königsfamilie, Tiere. Voltaire war dabei, Rousseau, ebenso wie Bierkrüge mit tränenreicher Seemannslyrik, die von Abschieden erzählte. Auch Gefäße mit gel-



dener Verzierung gab es, an norddeutschen Küsten „Goldpötte“ genannt. Oder: Lämmer, Löwen, Katzen. Den größten Durchbruch aber hatten die Hunde. Vielleicht, weil Hunde damals domestizierter waren als Katzen. Vermutlich aber vor allem wegen Queen Victoria.

Die Regentin bestieg 1837 den Thron. Und wohin sie auch fuhr, stets hatte sie ihren Lieblingshund Dash dabei. Jeder kannte ihn, jeder liebte ihn. Er war ein King-Charles-Spaniel, eine britische Hunderasse, beim Adel höchst beliebt. Man malte ihn, stickte sein Konterfei. Die englischen Töpfer, die zuerst den Mops modelliert hatten – weil der in Frankreich en vogue war –, die aber auch andere Hunderassen in Steingut verewigten, witterten ihre Chance: Sie schufen den Spaniel en miniature. Das Volk war verückt. Bald hatte fast jedes bürgerliche Heim, fast jeder Arbeiterhaushalt jenen Spaniel zu Hause. Man kaufte sie paarweise und stellte sie auf die Simse der Kamine.

Und noch etwas trug zur Verbreitung bei: Ab 1840 vereinfachten die Töpfer die Herstellung – nun modellierte man nur noch die Vorderseiten, die Figuren bekamen flache Rücken. Spätestens jetzt waren sie auch für einfache Matrosen erschwinglich. Kein Wunder, dass sie unsere Küsten in Massen erreichten.

Schließlich boomte in jenen Jahren zudem die Seefahrt nach England. Fast jeder Jugendliche aus den Hafenvierteln der Seestädte an Nord- und Ostsee heuerte an. Jedes Frühjahr brachen unzählige Schiffe aus Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Niederlande nach England auf. Auf dem Hinweg hatten sie Getreide, Obst, Bauholz an Bord, auf der Rückfahrt Kohle, Mühlsteine, Zucker, Industrieprodukte – und fürs private Glück: Goldpötte und putzige Hunde.

Anfangs kam das gut an. Die Goldpötte wurden so gestellt, dass sie in der Sonne glänzten. Sogar neuartige Kommoden schaffte man an, um die Habseligkeiten zur Schau zu stellen. Und an langen Winterabenden erfreute man sich am Schattenspiel, das die Figuren im flackernden Schein der Kerzen warfen. „Damals gehörte ja so wenig dazu, um Freude in ein armseliges Arbeiterheim zu bringen“, zitiert der Volkskundler Wolfgang Rudolph in seinem Buch eine Quelle aus Dänemark. „Meine Mutter ging öfter zu der Kommode, die unter dem einen Fenster stand, und nahm die beiden Hundefiguren zur Hand: ‚Ja, die hast du damals auf deiner Reise für mich gekauft. Das war 1897. Und ich freue mich noch immer dazu, und ich schaue hin, wenn es draußen weht. Ich bin ja immer so bange, dass ich einen von euch Jungs verlieren könnte ...‘“

Manche Matrosen erstanden die Hunde von ihrer ersten Heuer, während ihre Mütter und Frauen die Männer vermissten und sich um sie sorgten. Entsprechend emotionsbeladen und überhöht waren die Mitbringsel. Und so geschah, was geschehen musste: Sie kamen zu Fall. Ein Strandwanderer in Mecklenburg spottete 1885: „Muscheln und Korallen aus fernen Ländern zieren Kommode und Schränke; auf diesen stehen gemeinhin auch zwei Pudelhunde aus englischer Fayence in den verschiedenen Größen, alle in gleicher Haltung und mit gleich bissigem Gesicht. Fast in jedem Haus der Küstendörfer, wo nur ein Mitglied der Seefahrt angehört, trifft man auf Exemplare dieser Bestien.“ Was einst als erlesen und kostbar galt, wurde nun verlacht. Vielleicht, weil es nun billig war und jeder hatte?

Jedenfalls kam „von irgendwoher die Story von der Dreiecksbeziehung zwi-

schen diesen Hundefiguren, den britischen Hafenprostituierten und den Seeleuten auf“, meint Wolfgang Rudolph. Und sie verbreitete sich – vor allem im norddeutschen Raum zwischen Kiel und Rügen, aber auch in Dänemark, während sie an der Kurischen Nehrung, in Finnland und Schweden unbekannt zu sein scheint.

Doch auch Rudolph weckt nicht den Eindruck, als glaube er die Pufflegende. „Sie könnte an einem Stammtisch von Badegästen oder in einer feuchtfröhlichen Runde einer Künstlerkolonie, eventuell auch in einem Offizierskasino entstanden sein“, mutmaßt er. Er hält es sogar für denkbar, dass Yachtsegler oder Maler des Fischermilieus an der Kolportage beteiligt waren. „Die Künstler dabei vielleicht in durchaus guter Absicht: im Bestreben, durch eine Art von Schocktherapie den als Kitsch verpönten besitzbürgerlich-pompösen Makartstil der Jahrhundertwende samt seiner Nippesfiguren überwinden zu helfen.“

So mancher Hund aus Staffordshire jedenfalls landete auf dem Müll. Möglicherweise auch, weil man nun als tugendsam gelten wollte, wie die feinen Herrschaften, zu denen man aufsaß. Interessant ist zudem, dass die Goldpötte oft bleiben durften. Vielleicht, weil sie in keiner Legende auftauchten? Doch was lernen wir daraus? Vielleicht etwas über die Macht von Geschichten? Vielleicht, dass all dies mehr über den Menschen erzählt als über den Hund? Wie schrieb schon Homer: „Doch wir horchen allein dem Gerücht und wissen durchaus nichts.“ ☞

Andrea Walter, Jahrgang 1976, kennt die Kamin- oder Puffhunde aus dem Museum Altes Zollhaus auf der ostfriesischen Insel Baltrum und von Spaziergängen durch das Treppenviertel in Hamburg-Blankenese, wo sie auf den Fensterbänken manch schöner Häuser stehen. So kam es, dass sie die Fährte aufnahm.